

Aus:

UTA FENSKE, WALBURGA HÜLK,
GREGOR SCHUHEN (HG.)

Die Krise als Erzählung

Transdisziplinäre Perspektiven
auf ein Narrativ der Moderne

März 2013, 370 Seiten, kart., 34,80 €, ISBN 978-3-8376-1835-8

Spätestens seit dem Börsencrash im Herbst 2008 zeichnet sich ab, dass die »Krise« zum ubiquitären Schlagwort des medialen Alltags geworden ist. Die Krise ist dabei so omnipräsent wie unheimlich – und höchst ambivalent. Sie zerstört, sie macht Angst, sie legitimiert politische Fehlentscheidungen. – Sie ist aber auch »Chance«, weckt Hoffnungen und schürt Ehrgeiz.

Dieser Band, in dem u.a. Philosophie, Literaturwissenschaft, Politologie, Medizin und Wirtschaftswissenschaft zu Wort kommen, stellt aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive heraus Denkfigur, Phänomenologie und Erfahrung der »Krise« im breiten Spektrum der Wissenschaften dar.

Uta Fenske ist wissenschaftliche Koordinatorin des Instituts für Gender Studies der Universität Siegen.

Walburga Hülk ist Professorin für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Siegen.

Gregor Schuhen ist Juniorprofessor für Romanische und Allgemeine Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Men's Studies an der Universität Siegen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1835/ts1835.php

Inhalt

Vorwort | 7

KRISENPHILOSOPHIE

Medientheorie und Krise

Rainer Leschke | 9

Zum Anteil apokalyptischer Szenarien an der Normalisierung der Krise

Jürgen Link | 33

Kritik der Krise

Otto Neumaier | 49

GESCHICHTE UND KULTURKRITIK

Krise als Herausforderung und Chance im 14. Jahrhundert. Dekonstruktion und Rekonstruktion von Lebensentwürfen im Königreich Kastilien

Raphaella Averkorn | 71

Von *Ma'at* bis zum Firmenlogo. Die *Waste-Land*-Metapher als Narrativ ständiger Krisenbekämpfung

Bernhard Braun | 101

Narrative der Krise

Walburga Hülk | 113

The Romance of Violence and the Crisis of mid-20th Century America. Stanley Kubrick's 2001: A SPACE ODYSSEY

C. Stephen Jaeger | 133

Langeweile, Müdigkeit und Krise in der italienischen Literatur des 19. Jahrhunderts

Sabine Schrader | 153

Der spanische Patient. Krisendiagnose, Reformdiskurse und Projektemacherei im spanischen 18. Jahrhundert

Christian von Tschilschke | 169

GENDER UND MEDIZIN

Sex, Lügen und Video-Clips. Szenarien krisenhafter Männlichkeit in der zeitgenössischen Populärkultur

Stefan L. Brandt | 189

Väter und Amnesie. Männlichkeiten in: IRGENDWO IN BERLIN und CRACK UP

Uta Fenske | 205

Der stille Ruf des Martinshorns – gesundheitliche Krisen und Krisenerzählungen im medizinischen Alltag

Michael Krummacher | 225

***psyché, soma, logos.* Medizinische Verhandlungen zwischen Seele und Körper in der französischen und spanischen Literatur des 19. Jahrhunderts**

Gregor Schuhen | 243

Die Koinzidenz familiärer und körperlicher Krisen in Patrice Chéreaus SON FRÈRE

Theresa Vögle | 263

Von „alten Herren“ und „neuen Frauen“: Genderkrisen in der utopischen Literatur des Spätviktorianismus

Eckart Voigts | 277

AKTUELLE KRISENDIAGNOSEN

Krise der Volksparteien – Krise der Demokratie?

Sigrid Baringhorst | 293

Die Komik der Krise

Jens Grimstein | 309

Die Wiederkehr des Verdrängten

Jürgen Kaube | 329

Wahrnehmung und Folgen ökonomischer Krisen

Karl-Josef Koch / Annika Jung | 333

Pest, Atomkrieg, Klimawandel – Apokalypse-Visionen und Krisen-Stimmungen

Maren Lickhardt / Niels Werber | 345

Autorinnen und Autoren | 359

Vorwort

Der Börsencrash des Herbstes 2008 liegt nun bereits vier Jahre zurück. Die globale „Krise“ aber, die mit ihm ausgerufen wurde, ist auf Dauer gestellt. Sie ist zum allgegenwärtigen Schlagwort des medialen Alltags geworden, zu einem Passe-Partout für ökonomische Diagnosen, kulturkritische Verlautbarungen, Optimierungsstrategien und Empfehlungen zum „guten“ Leben. Keine Nachrichtensendung und Tageszeitung, kein Online-Portal und kaum eine Talkshow oder ein Ratgeber kann mehr verzichten auf die Erinnerung an die Bedrohlichkeit dessen, was „Krise“ genannt wird. Die Krise ist dabei so allfällig wie unheimlich und vor allem höchst ambivalent: Sie bedroht, sie zerstört, sie macht Angst, sie legitimiert allerlei politische Fehlentscheidungen – sie ist aber auch Chance, weckt Hoffnungen auf den Neustart und schürt Ehrgeiz. „Krisen lieben?“ lautete die Frage der ersten Ausgabe des seit 2012 wieder erscheinenden *Kursbuchs*. Wie immer man dazu steht, man hat es mit einem insistierenden und problematischen Gegenwartstopos zu tun, gerade weil dieser auch phantomatische Züge annimmt: Die Krise nämlich handelt scheinbar aktiv, tritt in den Medien auf als Akteur und das nicht nur im grammatikalischen Sinne. Eingesetzt wird sie dabei in ganz unterschiedlichen Kontexten: neben der ökonomischen sind persönliche Krisen, gesundheitliche Krisen, Beziehungskrisen, politische und kulturelle Krisen auf der Tagesordnung, was zur Frage verleitet: Ist die Krise möglicherweise längst zu einem intermittierenden, symbolisch generalisierten Kommunikationscode der Massenmedien geworden?

Der vorliegende Sammelband ist hervorgegangen aus einer Vortragsreihe an der Universität Siegen. Er möchte aus einer inter- und transdisziplinären Perspektive die Narrativierung von Krisenerfahrungen und -situationen näher in den Blick nehmen. Denn in Zeiten epochaler Umbruchs- bzw. Krisensituationen, so die zentrale These, werden häufig Erzählmuster entwickelt, um der subjektiven oder kollektiven Wahrnehmung von Gefährdungen diskursiven Ausdruck zu verleihen und Lösungsmuster zu entwickeln. Oft genug werden apokalyptische bzw. eschatologische Szenarien, *skyfalls*, entworfen und auch antike und moderne Mythen (z.B. Orpheus, Hamlet, Faust) dienen immer wieder als narratives Dispositiv von Krisen. Zu beobachten ist, dass etliche mediale Gattungen oder Formate von Krisen leben, dass sich

ganze Diskursfelder und Wissenschaften überhaupt erst aus der Wahrnehmung von Krisen herausbilden. Dieses gilt nicht nur für die Gegenwart. Vielmehr zeigt der Blick auf die lange Geschichte, dass Krisen zu ihrem Kernbestand gehören, vielleicht ihr Ermöglichungsfaktor sind. Krisen spitzen sich zu, sind in der Regel aber keine Ereignisse und lassen sich nicht punktuell zuschneiden. Vielmehr scheinen ihre Verlaufsformen und Konjunkturen jener vielschichtigen *histoire* langer Dauer eingeschrieben zu sein, die Fernand Braudel in schwierigen Zeiten herauspräpariert und seinem Verständnis von Zeitschichten zugrunde gelegt hat. Das freilich ging nicht ohne Geduld und Gelassenheit, die in Zeiten großer Aufgeregtheit stets gute Lehrmeisterinnen sind.

Das Herausgeberteam dankt zunächst den Trägerinnen und Trägern für ihre Mitarbeit am Zustandekommen des vorliegenden Bandes. Ferner bedanken wir uns bei Theresa Vögle für die krisenresistente Unterstützung bei der Koordination und Redaktion des Bandes sowie bei Britta Künkel, Jennifer Novak und Mona Schmitz für ihre Korrekturarbeiten.

Uta Fenske, Walburga Hülk, Gregor Schuhen

Siegen, im November 2012

Medientheorie und Krise

RAINER LESCHKE

Der Krisenbegriff betrat gemeinsam mit dem der Moderne die europäische Bühne der Ideologeme und wurde wie auch der Begriff der Moderne erst so richtig virulent, als die Sache bereits vorbei war und d.h., sobald die Moderne selbst in die Krise¹ geriet. Danach konnte, so scheint es, so ziemlich alles

-
- 1 Vgl. „Modernity as Crisis“ in: Michael Hardt/Antonio Negri, *Empire*, Cambridge/London 2000, S. 74ff.: „*Modernity itself is defined by crisis*, a crisis that is born of the uninterrupted conflict between the immanent, constructive, creative forces and the transcendent power aimed at restoring order.“ (Hardt/Negri: *Empire*, S. 76) Hardt und Negri gehen davon aus, dass die Moderne per se krisenhaft verfasst ist und d.h. dass sie quasi von Beginn an krisenhafte Züge trage: „In the seventeenth century the concept of modernity as crisis was definitively consolidated.“ (Hardt/Negri: *Empire*, S. 77) Dem steht das relativ späte Aufkommen des Krisenbegriffs in der theoretischen Diskussion entgegen, das für gewöhnlich den historischen Prozess von seinem Ausgang, also zumindest manifest krisenhaft wenn nicht gar katastrophisch denkt. So wird selbst die Erfindung des Subjekts, also jene höchste Leistung der Aufklärung, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts zweifellos in die Krise gerät, von Hardt und Negri bereits an ihrem Entstehungspunkt, also bei Kant, als Krise wahrgenommen: „Kant throws us back into the crisis of modernity with full awareness when he poses the discovery of the subject itself as crisis, but this crisis is made into an apology of the transcendental as the unique and exclusive horizon of knowledge and action. The world becomes an architecture of ideal forms, the only reality conceded to us.“ (Hardt/Negri: *Empire*, S. 81) Die Krise ist somit nicht nur ein Zeitphänomen, sondern sie ist vor allem ein Zeitproblem, insonderheit eines der Terminierung: Niemand scheint genau ihren Anfang und ihr Ende zu kennen. Dass dann eine Universalisierung des Konzepts zu seiner nicht weniger vollständigen Implosion in einem Nicht-Ort führt, ist dann eigentlich selbstevident und zunächst einmal schlichtes Resultat der Begriffsregie: „In this sense, the clearly defined crisis of modernity gives way to an omnicrisis in the imperial world. In this smooth space

eine Krise haben und insbesondere Lebewesen und Sozialsysteme eigneten sich ganz vorzüglich dazu, solche Krisen auszubilden. „Welcher Lebensbereich heute möchte nicht seine eigene Krise haben“², merkte dann noch Adorno an, nachdem der Begriff es aufgrund diverser welthistorischer Katastrophen längst in die vorderen Ränge der Ideologeme geschafft hatte.

Nur gibt es, um überhaupt Krisen haben zu können, offenbar eine unabdingbare Voraussetzung: Die betreffende Angelegenheit muss auf jeden Fall Zeit haben, ja sie muss möglichst über eine eigene Zeit verfügen. Denn Phänomene, die nicht wenigstens in irgendeiner Form zeitkritisch sind, sind gemeinhin nicht krisenfähig. Krisen verdanken sich so stets einem Vorher und einem Nachher, was sie im Übrigen mit dem Ereignis gemeinsam haben. Aber selbst wenn Krisen Ereignischarakter haben, dann muss es sich bei Krisen doch um einen spezifischen Typ von Ereignis handeln, nämlich um einen, bei dem die Vorher-Nachher Relation eine besondere Eigenschaft aufweist, ist doch das Nachher der Krise im Gegensatz zu dem des Ereignisses auf eine charakteristische Weise uneindeutig: Das Nachher kennt bei Krisen zumindest zwei Zustandsformen. Diese Zustände sind zugleich keineswegs beliebig, sondern solche, die einen Antagonismus bilden, der sich zumeist auch noch durch enorme Bedeutsamkeit für das betroffene Objekt auszeichnet: Es geht um Leben und Tod, um Gesundheit und Krankheit, um Erfolg und Misserfolg, um Glück und Unglück und nur selten um weniger.

Die Krise ist also der Punkt der Entscheidung in Verläufen, der zwischen diesen beiden mit kolossaler Bedeutung aufgeladenen Zuständen diskriminiert. Die Krise ist genauso geeignet, den linearen Verlauf fortzusetzen, was dann der positiven Lösung entspricht, wie ihn aufzuheben und einen neuen Prozess zu starten oder aber auch gar nichts mehr zu beginnen, was dann der negativen Alternative zur Realität verhelfen würde. Als ein solchermaßen ausgezeichnetes Ereignis wird die Krise nahezu zwangsläufig zu einem historischen Begriff. Krise ist von daher ein besonders charakteristisches Verhalten in der Zeit, das sich vorzüglich zur Skandierung von Verläufen eignet. Dass Geschichte dann als eine Geschichte von Krisen erzählt werden kann, verwundert kaum, verfügt sie doch wie das Ereignis über eine narrative Grundstruktur, die zudem noch durch eine strukturbedingte enorme Bedeutungsaufladung und eine antagonistische Struktur der narrativen Dramaturgie sehr zupass kommt.

Der Antagonismus der Krise lässt sich nur zu gut in den narrativen Grundkonflikt von Antagonisten und Protagonisten übersetzen. Die Krise weist eine so hohe Affinität zu narrativen Formen auf, dass ihre Erzählbarkeit quasi strukturell sichergestellt ist. Dass man Geschichtsverläufe quasi

of Empire, there is no place of power – it is both everywhere and nowhere. Empire is an ou-topia, or really a non-place.“ (Hardt/Negri: Empire, S. 190).

2 Adorno, Theodor W. [1956]: „Aktualität der Erwachsenenbildung. Zum Deutschen Volkshochschultag“, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 20.1: Vermischte Schriften I, Frankfurt a.M. 1986, S. 327-331, hier S. 328.

vollständig als eine Geschichte von Krisen rekonstruieren kann, haben nicht zuletzt die diversen Revolutionsgeschichten, in Sonderheit diejenigen materialistischer Provenienz, demonstriert. Überhaupt weist das Krisenmodell eine strukturelle Nähe zu dialektischen oder morphologischen Geschichtsmodellen auf: Jeder dialektisch konzipierte Weltlauf ist durch spezifische Umschlagpunkte gekennzeichnet, die nichts anderes als Krisen sind. Hegel hat bekanntlich dieses Modell ohne sonderliche Rücksichten auf die Sachlage an der Weltgeschichte durchexerziert.

1. Krisen der Wissenschaften

Wenn man also an Krisen von Bedeutung denkt, dann zweifellos an kritische historische oder persönliche Situationen, aber sicherlich nicht an die von Theorien. Selbst wenn die Krise, wie oben angedeutet wurde, quasi strukturell in die Dialektik eingebaut ist, dann ist sie damit noch längst keine Eigenschaft von Theorie generell. Theorien sind gemeinhin als Aussagen über Sachverhalte bekannt, nicht jedoch als dramatische Verläufe und vor allem werden Theorien nicht erzählt, sondern angeschrieben. Theorien zeichnen sich ferner durch den systematischen Versuch, ihre Zeitlichkeit zu tilgen, aus. Theorien schielen spätestens seit der Renaissance auf Universalität und die steht nun einmal im systematischen Gegensatz zur Zeit. Insofern scheint es eine kaum zu überwindende charakteristische Differenz zwischen Theorie und Krise zu geben. Dennoch fällt zumindest an bestimmten akademischen Praxisformen eine gewisse Nähe zu krisenhaften Verläufen auf: Die Disputatio als akademischer Diskursmodus mit einer keineswegs unbedeutenden Geschichte ist zumindest durch eine antagonistische und damit potentiell durchaus auch krisenhafte Struktur gekennzeichnet. Allerdings beschränkt sich dieser Diskursmodus insonderheit auf nur einen Wissenschaftstyp, nämlich den, der später einmal zu den Geisteswissenschaften werden sollte. In diesen allerdings hat sich nicht nur dieser Diskursmodus vergleichsweise ungestört erhalten, sondern die Geisteswissenschaften sind offensichtlich auch durch ein besonderes Verhältnis zur Zeit gekennzeichnet: Sie veralten nämlich und d.h., ihre Universalität und ihr Universalitätsanspruch ist charakteristisch terminiert. Darin, dass sie dem Risiko der Zeit ausgesetzt sind und Zeit nicht einfach in die Differenz von wahr und falsch übersetzen können, unterscheiden die Geisteswissenschaften sich nachhaltig von dem naturwissenschaftlichen Konkurrenzunternehmen, das immerhin für einen entscheidenden Zeitraum in der Lage war, das Bild von Wissenschaft zu monopolisieren.

Der erste, der so etwas wie eine ausdrückliche Krisenerfahrung gerade auch in der Wissenschaft gemacht hat, ist Husserl gewesen³. Allerdings ging

3 Nietzsche war da, wenigstens was die eigene Person anbelangt, entschieden unbescheidener, zumindest aber werden persönliche und politische Krise wie sonst

es dabei um eine „Krisis der Wissenschaften als Ausdruck der radikalen Lebenskrise des Europäischen Menschentums“⁴ und d.h. um eine ziemlich einmalige Angelegenheit. Husserl hat damit zugleich seine Krisis nicht nur als eine der Wissenschaften, sondern als eine generelle Lebenskrise gedacht. Wissenschaft ist von daher allenfalls ein krisenhaftes Phänomen unter anderen und die Bedeutung des Vorgangs resultiert vor allem aus der synchronen Kumulation der Krisen unterschiedlicher Sphären. Wissenschaft stellt in diesem Sinne kein per se krisenhaftes System dar, wie das Kuhn einmal formulieren wird, sondern die Revolutionen des Wissenschaftssystems wie etwa der Umbruch von einem „*wissenschaftlichen Objektivismus*“ in einen „*transzendentalen Subjektivismus*“⁵ mögen radikale Veränderungen darstellen, sie sind jedoch noch längst nicht aus sich heraus krisenfähig. Selbst wenn das Wissenschaftssystem von Husserl bereits als ein gewordenes interpretiert wird, so bedeutet das noch längst nicht, dass Bewegungen in diesem System Bedeutung über das System selbst hinaus erlangen müssen. Aber erst in dieser Allgemeinheit wären sie dann auch zur Krise fähig. Wird dem dann noch Husserls „teleologische Geschichtsbetrachtung“⁶ unterlegt, so wird deutlich, warum es zwangsläufig bei der Krise als einem einmaligen Ereignis bleiben muss.

Die prekäre Mischung von „Menschheitsfragen“ und „Reich der Wissenschaft“, die Abkehr vom „bloße[n] Tatsachenmenschen“ und akute „Le-

nur selten in Eins gesetzt: „Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheures anknüpfen, an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab [...]. Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit. [...] Ich widerspreche, wie nie widersprochen worden ist, [...]. [...] Mit alledem bin ich notwendig auch der Mensch des Verhängnisses. Denn wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt, werden wir Erschütterungen haben, einen Krampf von Erdbeben, eine Versetzung von Berg und Tal, wie dergleichen nie geträumt worden ist. Der Begriff Politik ist dann gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde der alten Gesellschaft sind in die Luft gesprengt - sie ruhen allesamt auf der Lüge: es wird Kriege geben, wie es noch keine auf Erden gegeben hat. Erst von mir an gibt es auf Erden große Politik.“ (Nietzsche, Friedrich [1889]: „Ecco homo. Wie man wird, was man ist“, in: ders.: Werke in zwei Bänden, Bd. 2, München²1973, S. 399-482, hier S. 475).

- 4 Husserl, Edmund [1936]: „Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die trans-zendentale Phänomenologie“, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 8, hg. von Elisabeth Ströker, Hamburg 1992, S. 1. Das ist auch das Charakteristikum von Nietzsches Krisenbegriff: Krise als eine historisch einmalige Entscheidungssituation.
- 5 „Diese größte aller Revolutionen bezeichnet sich als die *Umwendung des wissenschaftlichen Objektivismus*, des neuzeitlichen, aber auch desjenigen *aller früheren Philosophien der Jahrtausende, in einen transzendentalen Subjektivismus*.“ Husserl: „Die Krisis der Europäischen Wissenschaften“, S. 69.
- 6 Ebd., S. 74.

bensnot“ sind es, die diese Krise der Wissenschaften ausmachen. Motiviert ist sie in einem offenbaren Verlust wissenschaftlich hergestellter Sicherheit: „Wir Menschen der Gegenwart [...] finden uns in der größten Gefahr, in der skeptischen Sintflut zu versinken und damit unsere eigene Wahrheit fahren zu lassen.“ Dieses Schwinden der Sicherheit aber bedeutet zugleich für Wissenschaft und Philosophie einen eklatanten Funktionsverlust und nur wenig könnte einem euphemistisch als „Funktionär der Menschheit“⁷ apostrophierten Philosophen abträglicher sein.

Wissenschaftstheorie kann also durchaus auch einen Hang zum Präntösen haben, weiß sie doch gelegentlich oder meint es wenigstens, wo es insgesamt lang geht. Wenn sie sich dann auch noch der Krise selbst bemächtigt, dann kann ihr selbst eigentlich kaum mehr etwas passieren, wird sie doch erst mit dem Hereinholen des Negativen wirklich unempfindlich gegen den Lauf der Dinge. Jene Immunisierung gegenüber dem Objekt, die Husserl so fürchtete, ereignet sich damit in der Wissenschaftstheorie gleichsam subkutan.

Popper hat zweifellos an der Husserlschen Krisenerfahrung partizipiert, wenn er auch dessen Vertrauen auf philosophische „Apodiktizität“⁸ kaum teilte. Er ging weiter als Husserl, weil er sich von der Idee einer sicheren Basis des Wissens verabschiedet hat. Popper wendete die Krisenerfahrung produktiv und machte sie zum Kern seiner strategischen Überlegungen zur Wissenschaftstheorie. Er ging davon aus, „daß die Erkenntnislogik an die Spannung zwischen Wissen und Nichtwissen anzuknüpfen hat“⁹, und unterlegte dem Erkenntnisprozess generell und damit zwangsläufig auch dem Wissenschaftsbetrieb eine antagonistische Struktur. Von daher unterschied er sich zwar nicht von Husserl, allerdings war Poppers antagonistische Struktur nicht einmalig, sondern universal. Damit war sie jedoch auch nicht temporalisierbar: Der Antagonismus von Wissen und Nicht-Wissen ist vielmehr prinzipiell untülgbar. Bei Popper muss diese antagonistische Struktur in der Wissenschaftsgeschichte prozessiert werden und d.h., es sind ständig Konflikte um Wissen und Nichtwissen auszutragen. Diese Spannung zwischen Nichtwissen und Wissen, das Problem und nicht die Akkumulation von Wissen bildet für Popper den Ursprung von Wissenschaft. Dem kritischen Impuls inhäriert insofern bereits die Krise. Der Krise des Wissens, die solchermäßen zur Urszene von Wissenschaft wird, kommt insofern eine enorme Bedeutung in der Konzeption der Dynamik des Wissenschaftssystems zu. Popper stellt mit der Implementation des Moments der Kritik in den Wissenschaftsprozess die Krise auf Dauer:

7 Husserl: „Die Krisis der Europäischen Wissenschaften“, a.a.O., S. 5, 4, 12, 15.

8 Ebd., S. 16.

9 Popper, Karl R. [1969]: „Die Logik der Sozialwissenschaften“, in: Theodor W. Adorno et al., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Darmstadt/Neuwied²1972, S. 103-123, hier S. 104.

„Die Methode der Wissenschaft ist also die des tentativen Lösungsversuchs (oder Einfalls), der von der schärfsten Kritik kontrolliert wird.“

„Die sogenannte Objektivität der Wissenschaft besteht in der Objektivität der kritischen Methode; das heißt aber vor allem darin, daß keine Theorie von der Kritik befreit ist und auch darin, daß die logischen Hilfsmittel der Kritik – die Kategorie des logischen Widerspruchs – objektiv sind.“¹⁰

Bei Popper fallen mithin Objektivität und Kritizismus faktisch zusammen und Kritizismus ist wiederum nichts anderes als die auf Permanenz gestellte Krise. Die unentwegte Provokation der Krise generiert dabei zugleich die innere Dynamik der Wissenschaft. So ist die Krise der Wissensproduktion untillgbar eingeschrieben.

Die Voraussetzung einer Implementation des Krisenmodells war eine konsequente Historisierung des Wissens. Wenn jedoch Wissen stets mit einem historischen Index versehen ist, dann verliert es zumindest in einem naturwissenschaftlichen Begründungshorizont seine Kohärenz: Das Erklärungsmodell des Wissenssystems und das der Erklärung seiner historischen Dynamik treten so zwangsläufig auseinander, da für alle nicht-linearen historischen Modelle also alles, was über ein banales Fortschrittskonzept hinausgeht, auf geisteswissenschaftliche Erklärungsmodelle zurückgegriffen werden muss. Insofern handelt man sich mit der Historisierung des Wissens die Notwendigkeit einer Applikation von geisteswissenschaftlichen Denkmodellen auf das Wissenschaftssystem einschließlich der Naturwissenschaften ein.

Die latente Hermeneutisierung¹¹ der Wissenschaftstheorie und damit der unterschwellige Siegeszug eines Außenseiters der Wissenschaftsgeschichte wie der Geisteswissenschaften hängen mit dem zusammen, was man als die historische Wende in der Wissenschaftstheorie¹² bezeichnen könnte. Wissenschaftshistorisch ist diese Rückkehr der Hermeneutik in die Wissenschaftstheorie durchaus interessant, denn die Hermeneutik war ursprünglich nichts anderes als eine Reaktion auf den Rausschmiss des Wissens der Geisteswissenschaften aus dem Wissenschaftssystem im 18. Jahrhundert. Nachdem die Hermeneutik sich quasi außerhalb des Wissenschaftssystems bedingt erfolgreich zur wissenschaftlichen Methode zu mausern versuchte

10 Ebd., S. 106.

11 Implizit setzt diese bereits bei Husserl ein, wenn er von „einer Art *Zirkel*“ im historischen Verständnis spricht und davon, dass „das Verständnis der Anfänge [...] voll nur zu gewinnen von der gegebenen Wissenschaft in ihrer heutigen Gestalt“ (Husserl: „Die Krisis der Europäischen Wissenschaften“, a.a.O., S. 59) sei.

12 Zwar baute auch Husserl seine Wissenschaftstheorie historisch auf und er fand durchaus auch so etwas wie „*historische Sprünge*“ (Husserl: „Die Krisis der Europäischen Wissenschaften“, a.a.O., S. 59) in der Wissenschaftsgeschichte, allerdings hinderte ihn ein teleologisches Denken daran, diesen Prozess auf Permanenz zu stellen und zum Grundzug der Wissenschaftsdynamik zu machen.

und in diesem Prozess bis hin zu Dilthey eigentlich nie ihre Defensivhaltung verlor, wird sie nun implizit auf das Wissenschaftssystem selbst angewandt, sobald es um dessen Geschichte geht. Heidegger sucht diese Rückkehr der Verfügbarkeit des Wissens in die Geisteswissenschaften auszunutzen: Die wiedererlangte Lufthoheit der Geisteswissenschaften verführte Heidegger zu jener Hybris, die das naturwissenschaftliche Erklären „als existenziales Derivat des primären, das Sein des Da überhaupt mitkonstituierenden Verstehens interpretiert“¹³ und es damit systematisch zu bagatellisieren sucht. Dieser fundamentalontologische Versuch aufzutrupfen blieb jedoch in seiner ebenso bizarr wie trotzig anmutenden Kontrafaktizität jenem enormen Erfolg angewandter Naturwissenschaften¹⁴ gegenüber einigermaßen folgenlos. Zugleich verspielte er mit seiner charakteristischen ontologischen Zurückhaltung gegenüber der Historizität das Kapital, das den Geisteswissenschaften allererst die Rückkehr aufs Spielfeld ermöglicht hatte.

Im Gegensatz zu Heideggers ontologischem Gestus ist Poppers Begriff der Kritik überhaupt nur als historischer denkbar: Wissenschaft ist dann notwendig ein unabschließbarer Prozess und nicht eine bare Sammlung von Wissen und Aussagen und für solche auf Dauer gestellten Prozesse ist nun einmal die Geschichte da. Popper selbst lässt den Prozess der Wissenschaftsgeschichte mit Ausnahme der stetigen Interventionen seines Falsifikationismus¹⁵ weitgehend offen: Geschichte taucht bei ihm allenfalls als implizite Notwendigkeit, nicht jedoch als konkrete Möglichkeit oder gar historisches Phänomen auf. Da bei Popper Historizität ausschließlich implizit re-präsentiert ist und er zudem niemals genötigt ist, wirklich konkret zu werden, und er nie wirklich über die Aussage hinausgeht, dass mit Entwicklungen zu rechnen sei, und da er ferner sich auch nicht anschickt, dem Prozess irgendeine Richtung zu geben, muss er sich um den historischen Prozess selbst auch nicht kümmern, solange er nur belegen kann, dass ein solcher stattfindet. Popper stoppt so im Prozess der Konkretisierung systematisch, kurz bevor es erforderlich würde, hermeneutisch zu werden und sich somit ein zumindest konträres Wissensmodell einzuhandeln.

Die prinzipielle Historisierung des Wissens reicht allein also noch nicht aus, um der Hermeneutik wieder Eingang in die Modellierung des Wissenschaftssystems zu verschaffen. Und auch das Krisenmodell, das wie bei Popper prinzipiell durchaus aufgerufen sein kann, wird erst realisiert, wenn Wissenschaftstheorie notwendig und konkret mit Wissenschaftsgeschichte

13 Heidegger, Martin [1927]: *Sein und Zeit*, 12. unveränderte Aufl., Tübingen 1972, S. 143.

14 Diesem Triumph technischer Machtergreifung sah selbst Heidegger sich genötigt, seine Referenz zu erweisen. „Das Meistern-wollen wird um so dringlicher, je mehr die Technik der Herrschaft des Menschen zu entgleiten droht.“ (Heidegger, Martin: „Die Frage nach der Technik“, in: ders.: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, S. 13-44, hier S. 15).

15 Popper, Karl R. [1934]: *Logik der Forschung*, Tübingen³ 1969, S. 47ff.

zusammengedacht wird. Die Krise muss in diesem Sinne immer schon konkret sein, wenn sie als historisches Modell wissenschaftstheoretisch wirksam werden soll.

Die vorläufig vollständigste Applikation eines solchen konkreten Geschichtskonzepts auf die kollektive Generierung von Wissen stellt das Kuhnsche Revolutionsmodell dar: Kuhn hat mit seiner Analyse der „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ darauf aufmerksam gemacht, dass Theorieentwicklung per se allenfalls als normale Wissenschaft und d.h. vorübergehend von Krisen ausgespart ist. Er codiert Poppers ontologischen Kritizismus, der schon die Krise als wissenschaftliche Normalform kannte, in ein historisches Epochenmodell um. Und diesem Epochenmodell rückt er dann wiederum mit den bekannten geisteswissenschaftlichen Modellen historischer Dynamiken zu Leibe. Heraus kommt die permanente Revolution des Wissenschaftssystems. Was Kuhn beschreibt, das ist nicht eine einer eigenen Logik gehorchende Dynamik, sondern der Austausch von Modellen oder Paradigmen, zwischen denen nicht notwendig eine logische Beziehung bestehen muss. Da auch der Wahrheitsbegriff zu relativieren ist und Kuhn noch über Poppers Reduktion des Wahrheitsmomentes auf ein regulatives Prinzip hinausgehen muss, besteht das Resultat aus einer Serie von Modellen, die über keine andere Kopplung verfügen als die sozialer und kultureller Prozesse. Die Reduktion des Einflusses der Referenz und die nur sehr spezifischen Kopplungen zwischen unterschiedlichen Paradigmen erzeugen zwangsläufig einen Bruch zwischen den verschiedenen Paradigmen und damit die Notwendigkeit, auf wissenschaftsimmanente Erklärungsmodelle weitgehend verzichten zu müssen. Damit bleiben nur, wenn man nicht auf irgendwelche metaphysischen Konzepte zurückzugreifen geneigt ist, wofür das Wissenschaftssystem zweifellos eine denkbar schlechte Umgebung darstellt, die konventionellen historischen Erklärungsstrategien übrig¹⁶, so dass es eigentlich wenig erstaunlich ist, dass geisteswissenschaftliche Modelle zum Zuge kommen. Im Prinzip sind es insbesondere die Erklärungsgrenzen eines an den Naturwissenschaften orientierten Begriffs vom Wissenschaftssystem, die die Wissenschaftstheorie zu einem solchen Paradigmen- und Systemwechsel nötigen. Heideggers Idee einer nicht Selbst-Verfügbarkeit von Wissenschaft erhält hier implizit von Kuhn eine nachträgliche Bestätigung: Das naturwissenschaftliche Wissenschaftssystem, an dem Kuhn sich abarbeitet, ist nicht aus sich heraus in der Lage, seine Geschichte zu erklären, und muss insofern auf ein anderes Erklärungsmodell zurückgreifen. Ob das nun wie bei Heidegger die Philosophie oder wie bei Kuhn die Geisteswissenschaften sind, ist demgegenüber eine eher pragmatische Frage.

16 „Das Ergebnis all dieser Zweifel und Schwierigkeiten ist eine historiographische Revolution in der Untersuchung der Wissenschaft, auch wenn sie sich noch im Frühstadium befindet.“ Kuhn, Thomas S. [1962]: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a.M. ¹⁵1999, S. 17.

Kuhns Beobachtung, dass Wissenschaften in Krisen geraten können, war durchaus nicht neu und sie hatte durch die Krise der Naturwissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts, auf die sich ja auch Popper bezieht, zweifellos neue Nahrung erhalten, neu war allerdings, dass Krisen über einen systematischen Ort in der Morphologie von Wissenschaften verfügen. Krisen waren damit keine schicksalhaften Ereignisse innerhalb von Einzelwissenschaften, sondern ein gewöhnlicher Teil wissenschaftshistorischer Entwicklungsprozesse. Zwar bleibt auch Kuhn in seinem Konzept „normaler Wissenschaft“¹⁷ der Idee einer unkritischen, nicht-krisenhaften Wissenschaftskonstellation unter der Ägide eines durchgesetzten Paradigmas verhaftet, dennoch geraten Bewegung und damit wissenschaftliche Weiterentwicklung einzig durch Krisen in das Wissenschaftssystem. Die Krise ist also eine Leistung und damit durchaus ein positiver Entwicklungsstand eines Wissenschaftssystems, denn er bereitet erklärungsstärkeren Theorien den Weg:

„Da das Auftauchen neuer Theorien eine umfassende Paradigmenzerstörung und größere Verschiebung in den Problemen und Verfahren der normalen Wissenschaft erfordert, geht ihm im allgemeinen eine Periode ausgesprochener fachwissenschaftlicher Unsicherheit voraus. Wie zu erwarten, wird diese Unsicherheit durch das dauernde Unvermögen erzeugt, für die Rätsel der normalen Wissenschaft die erwartete Auflösung zu finden. Das Versagen der vorhandenen Regeln leitet die Suche nach neuen ein.“

„Die Bedeutung von Krisen liegt in dem von ihnen gegebenen Hinweis darauf, daß der Zeitpunkt für einen solchen [Theorie- oder Paradigmen-; Anm. d. Verf.] Wechsel gekommen ist.“¹⁸

Krisen im Kuhnschen Konzept des Wissenschaftssystems haben jenen noch bei Husserl vorherrschenden apokalyptischen Charakter vollkommen verloren; sie sind vielmehr produktiv geworden und generieren ausgerechnet das, für das das erfolgreich ökonomisierte gegenwärtige Wissenschaftssystem insgesamt steht: Innovation. Die normale Wissenschaft ist demgegenüber konservativ und neigt kaum zu Überraschungen: „Die normale Wissenschaft strebt nicht nach neuen Tatsachen und Theorien und findet auch keine, wenn sie erfolgreich ist.“¹⁹

Dass Krisen durchaus so etwas wie ein Reifestadium von Wissenschaften zu indizieren vermögen, vermerkte dabei bereits Heidegger:

„Das Niveau einer Wissenschaft bestimmt sich daraus, wie weit sie einer Krisis ihrer Grundbegriffe fähig ist. In solchen immanenten Krisen der Wissenschaften kommt das Verhältnis des positiv untersuchenden Fragens zu den befragten Sachen selbst ins

17 Vgl. ebd., S. 37ff.

18 Ebd., S. 80 und S. 89.

19 Ebd., S. 65.

Wanken. Allenthalben sind heute in den verschiedenen Disziplinen Tendenzen wachgeworden, die Forschung auf neue Fundamente umzulegen.“²⁰

Ob man gleich vom Niveau einer Wissenschaft sprechen muss, mag vielleicht fraglich sein, zumal Niveau hier einzig den fälligen Übergang zur Philosophie signalisiert. Offenbar steckt auch hier noch ein Rest jener Husserlschen Hoffnung darin, dass die Krise sich als ein einmaliges Phänomen erweisen und man es nicht mit einer permanenten Krise der Wissenschaft zu tun haben werde oder gar generell von Wissenschaft als einer krisenhaften Erscheinung ausgehen müsse. Die Krise bei Kuhn findet sich hingegen selbst normalisiert: Sie wird zu einer notwendigen Sequenz in der Entwicklung von Wissenschaften, dennoch ist die Krise ein Indikator für die Normalisierung einer Wissenschaft, weil diese erst mit der Krise ihren ersten Zyklus morphologischer Formen vollständig durchlaufen hat. Die Krise sorgt gleichsam dafür, dass eine Wissenschaft erwachsen wird.

Nun setzt für Kuhn die Krise erst in eine Art Reifestadium der Wissenschaft und d.h. am historischen Ende der normalen Wissenschaft ein: Krisen sind das Resultat eines Geltungsverlustes von herrschenden Paradigmen. Sie motivieren die Suche nach neuen Paradigmen und sie sind erledigt, sobald ein neues Paradigma installiert ist. Kuhn fasst jedoch die einigermaßen unübersichtliche Situation, die vor dem Entstehen einer Wissenschaft durch die Etablierung eines Paradigmas herrscht, nicht als Krise:

„Beim Fehlen eines Paradigmas oder eines Kandidaten für ein Paradigma scheinen alle Tatsachen, die irgendwie zu der Entwicklung einer bestimmten Wissenschaft gehören könnten, gleichermaßen relevant zu sein. Folglich ist das Zusammentragen von Fakten in der Frühzeit eine Tätigkeit, die weit mehr dem Zufall unterliegt als die, welche die darauf folgende wissenschaftliche Entwicklung kennzeichnet. Darüber hinaus bleibt sie in Ermangelung eines Grundes dafür nach versteckten Informationen zu suchen, gewöhnlich auf die Vielfalt der leicht greifbaren Daten beschränkt.“²¹

Man hat es also mit einer diffusen Konstellation gleich bedeutsamer Datensammlungen und Interpretationen zu tun, die zu einer Art von wissenschaftlichem Patt, d.h. zu der generellen Unmöglichkeit, zwischen verschiedenen

20 Heidegger: *Sein und Zeit*, S. 13. Heidegger stellt eine Art funktionalen Erfolg der Wissenschaften fest, ohne dass ihre Grundlagen geklärt seien. Der Krise gelingt es bemerkenswerter Weise nicht, den Funktionsprozess und die Anerkennung des Wissenschaftssystems zu vereiteln: „Heute spricht man von der „Grundlagenkrise“ der Wissenschaften. Sie betrifft allerdings nur die Grundbegriffe der einzelnen Wissenschaften. Sie ist keineswegs eine Krisis der Wissenschaft als solcher. Diese geht heute ihren Gang sicherer denn je.“ (Heidegger, Martin [1953]: „Wissenschaft und Besinnung“, in: ders.: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, S. 45-70, hier S. 66).

21 Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, S. 30.

Ansichten diskriminieren zu können, führt. Damit aber wird jede wissenschaftliche Ansicht, denn es werden in diesem Stadium durchaus auch wissenschaftliche Erkenntnisse²² von einer gewissen Geltung produziert, gleichbedeutsam und d.h., jede wissenschaftliche Position verhält sich jeder anderen gegenüber prinzipiell kritisch. Diese Krise im Vorstadium von Wissenschaft ist gleichsam pubertär: allererst sie ermöglicht das Entstehen von erwachsener Wissenschaft. Es handelt sich mithin in diesem Vorstadium um eine Konstellation universeller Kritik bei relativ geringer Bedeutung der vorgebrachten Erkenntnisse. Dieser systematische Mangel an Anerkennung, der diese Phase der Morphologie einer Wissenschaft kennzeichnet, generiert somit ein Feld allgegenwärtiger Mikrokrise.

„Kein Wunder also, daß in den frühen Stadien der Entwicklung jeder Wissenschaft verschiedene Leute, die sich dem gleichen Bereich von Phänomenen, aber gewöhnlich nicht alle den gleichen Phänomenen gegenüber sehen, sie auch auf unterschiedliche Art und Weise beschreiben und interpretieren. Was allerdings überraschend ist und vielleicht in diesem Ausmaß auch nur auf den Gebieten vorkommt, die wir Wissenschaft nennen, ist die Tatsache, daß solche anfänglichen Unterschiede weitgehend verschwinden können.“²³

Die Bedeutung der Mikrokrise wird zusätzlich durch diese Grenzen der Aufeinander-Beziehbarkeit von Aussagen reduziert: Solange die Gegenstände wissenschaftlicher Betrachtung, die Maße und Arten der Verarbeitung diffus bleiben, bleiben auch die durch gegenläufige Behauptungen ausgelösten Krisen diffus. Die Normalisierung dieser Unterschiede erhöht damit zugleich das Risiko möglicher Krisen. Die Mikrokrise in jenem diffusen Vorfeld der Wissenschaft werden beim Übergang zur normalen Wissenschaft mit ihren anerkannten Paradigmen von den Mesokrisen des Paradigmenwechsels abgelöst und diese Mesokrisen des Paradigmenwechsels werden wahrhaft weltbewegend und d.h. zu Makrokrise, wenn die wissenschaftliche Krise eines anstehenden Paradigmenwechsels durch die Interferenz mit sozialen, kulturellen und politischen Krisen zusätzlich aufgeladen wird. Dann erhalten selbst wissenschaftliche Krisen, die für gewöhnlich eher enge Kreise ziehen, jenen apokalyptischen Drive, der Husserl von einer „radikalen Lebenskrise des Europäischen Menschentums“ sprechen und auf Philosophen als „Funktionäre der Menschheit“²⁴ hoffen ließ.

Die Krisen sind so nicht nur für den Einbau von Innovation ins Wissenschaftssystem ja für den Umbau des Wissenschaftssystems selbst und mehr noch der sie bedingenden Kultur zuständig, sondern sie bilden zugleich den

22 „Zu verschiedenen Zeiten leisteten alle diese Schulen bedeutende Beiträge zu dem Bestand an Konzeptionen, Phänomenen und Methoden [...]“ (Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, S. 28).

23 Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, S. 31f.

24 Husserl: „Die Krisis der Europäischen Wissenschaften“, a.a.O., S. 1 und S. 15.

Ausgangspunkt von Wissenschaften: Sie erzeugen jene gereizte Stimmung, die Unterscheidungen und Normalisierung wünschenswert erscheinen lässt. Damit wären wenigstens drei einigermaßen distinkte Typen von Krisen im Wissenschaftssystem zu unterscheiden:

- Husserls apokalyptisch aufgeladene Makrokrisis des Wissenschaftssystems, die zugleich notwendig über das Wissenschaftssystem hinausgeht und über Gedeih und Verderb nicht nur von Wissenschaft, sondern von ganzen Sozialsystemen entscheidet,
- Kuhns zyklische Mesokrisen, die beim Paradigmenwechsel innerhalb von Einzelwissenschaften bzw. einigermaßen homogenen und d.h. über dieselben Paradigmen verfügenden Gruppen von Wissenschaften auftreten und
- die Mikrokrise, also das krisenhafte Milieu, in dem sich der Entstehungsprozess von Wissenschaften abspielt.

Die Trennung dieser Typen ist dabei nicht vollständig sortenrein, da die apokalyptisch aufgeladene Makrokrisis in der Regel durch Aufladung einer zyklischen Mesokrisis des Wissenschaftssystems entsteht, die darüber hinaus mit sozialen und politischen Krisen enggeführt wird. Solche sekundär zu Makrokrisen aufgeladenen zyklischen Mesokrisen lassen sich zumindest in der Renaissance und in jener von Husserl konstatierten Krise der Naturwissenschaften der Jahrhundertwende feststellen. Die erforderlichen Interferenzen von wissenschaftlichem, sozialem und politischem System lassen solche Makrokrisen zwangsläufig eher selten werden, wohingegen die zyklischen Mesokrisen mit berechenbarer Häufigkeit auftreten und die Mikrokrise im Entstehungsprozess von Wissenschaften wenigstens für einen bestimmten, durch die Emergenz normaler Wissenschaften begrenzten Zeitraum nahezu permanent herrschen.

1. Die Krisen der Medienwissenschaft

Alle diese Formen der Krise gelten im Prinzip für jedwede Wissenschaft. Zwar mögen bestimmte Einzelwissenschaften wie etwa die Physik sich historisch als besonders krisenaffin erwiesen haben, da zumindest die beiden letzten anerkannten Makrokrisen des Wissenschaftssystems nicht zuletzt durch die Physik stimuliert wurden, was dazu führte, dass diese zugleich zum privilegierten Gegenstand der Wissenschaftstheorie avancierte, nur ändert das nichts daran, dass prinzipiell jede Einzelwissenschaft krisenfähig ist. Allerdings gibt es paradigmatisch wenigstens zu einem bestimmten Zeitpunkt einigermaßen dynamische Wissenschaften wie etwa die Linguistik, die immerhin zu einem *linguistic turn* motivierte, und solche, die wie die Literaturwissenschaften eher von geborgten Paradigmen leben. Die geborgten Paradigmen führen zwangsläufig auch zu geborgten Krisen, d.h., die Krisen dieser Einzelwissenschaften reproduzieren phasenverschoben die Krisen

derjenigen Theorien, die sie applizieren. Dass dann die Krisen naturgemäß auch entsprechend kleiner ausfallen, verwundert dann kaum.

Bei der Medienwissenschaft ist all das noch weitgehend ungeklärt: Es ist kaum entschieden, ob man überhaupt von einer Einzelwissenschaft sprechen kann geschweige denn, auf welche Paradigmen man sich dann geeinigt haben könnte. Ebenso ist vollkommen offen, ob es sich dabei um selbst produzierte oder aber geliehene Paradigmen handelt. Zugleich versucht der eine oder andere so etwas wie einen „media turn“²⁵ zu lancieren und damit direkt in die erste Reihe des Wissenschaftssystems, also die Reihe derjenigen Wissenschaften, die für eine Gruppe von Einzelwissenschaften Paradigmen liefern, vorzustoßen. Zwar haben Medientheorien sich inzwischen noch längst nicht auf ein Paradigma geeinigt, aber dennoch beginnt die Medienwissenschaft Merkmale einer normalen Wissenschaft aufzuweisen. Insofern könnte Medienwissenschaft mittlerweile zu Krisen auf allen fraglichen Niveaus fähig zu sein und vielleicht hat sie sie ja bereits schon gehabt.

Am einfachsten dürfte das für die Mikrokrise sein, denn über diese verfügt die Medienwissenschaft und mit ihr die Medientheorie zweifellos. Die weitgehend unregelmäßige Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Theorieangeboten beherrschte die Medientheorie, seit es überhaupt Versuche gab, sich dieses Feld theoretisch anzueignen. Zugleich wird deutlich, dass die Idee, sich theoretisch mit einem bestimmten Feld auseinandersetzen zu wollen, selbst motiviert sein muss: Theoretische Anstrengung erfolgt kaum ohne Anlass und die Frage wäre, wie ein solcher Anlass zu bewerten ist. Denn gerade im Bereich der Medienwissenschaft sind die Anlässe durchaus signifikant, vielleicht signifikanter als in anderen Wissenssystemen. In Kuhns wissenschaftstheoretischem Modell verfügen die Anlässe dafür theoretisch zu werden jedoch über keinen systematischen Ort, d.h., sie kommen theoretisch eigentlich gar nicht vor. Insofern ist das Kuhnsche Modell nicht nur bei seinen Krisenvorstellungen aufzubohren, sondern es ist vor allem auch in Hinsicht der Anlässe zu ergänzen: Die Anlässe, Medientheorie zu treiben können nicht wissenschaftlich motiviert sein, da es so etwas wie ein wissenschaftliches Bezugssystem überhaupt noch nicht gibt und Medienwissenschaften auch nicht an der Kante anderer Wissenschaften durch Ausdifferenzierung entstanden sind.

Medienwissenschaften sind von Beginn an extern motiviert gewesen: nämlich durch das Auftreten neuer Medientechnologien und die durch diesen Prozess evozierten sozio-kulturellen Adaptationsprozesse. Medientechnologien lösen bei ihrem Auftreten nämlich unter bestimmten Voraussetzungen kulturelle Krisen aus. Kulturelle und soziale Positionen in Gesellschaften werden nicht nur über sozialen Status, sondern durchaus eben auch über die Verfügungsmacht über Medientechnologien verteilt. Kulturelle und in der Folge dann zumeist eben auch soziale Definitionsmacht hat historisch immer auch eine entsprechende mediale Verfügungsmacht vorausgesetzt. So

25 Margreiter, Reinhard: Medienphilosophie. Eine Einführung, Berlin 2007, S. 14.

basierte die kulturelle Definitionsmacht etwa des Bildungsbürgertums auf der Verfügung über die Printmedien, insbesondere aber das Buch. Sobald ein neues Medium auftritt und den alten Medien Konkurrenz zu machen droht, ist zugleich auch die kulturelle Definitionsmacht der Trägerschichten der traditionellen Medien bedroht. Diese Bedrohung tritt historisch immer dann auf, wenn neue Medien mit kultureller Valenz auftauchen. Mediale Innovation, die ausschließlich bestimmte bereits kulturell verarbeitete Leistungen effizienter machen oder sonst wie verbessern, wie etwa die speichertechnologischen Veränderungen von der Wachsplatte bis hin zur Festplatte, werden einfach appliziert und lösen keine Verwerfungen in der kulturellen Definitionsmacht aus. Kulturell valente Medien, also solche, die neue ästhetische Darstellungsformen oder aber neue Rezipientenkreise erschließen, stellen kulturelle Definitionsmacht hingegen in Frage. Entweder es gelingt den kulturellen Trägerschichten der traditionellen Medien ihre Definitionsmacht auf das neue Medium zu übertragen oder aber ihre kulturelle Definitionsmacht wird mit dem Erfolg des neuen Mediums eingeschränkt, so dass, sofern sich das neue Medium als ein Leitmedium erweisen sollte, die kulturelle Definitionsmacht für diese Trägerschicht der traditionellen Medien komplett verloren gehen könnte.

Das heißt jedoch, dass jedes kulturell valente neue Medium Krisen in der kulturellen Definitionsmacht auslöst und genau diese Krisen sind es auch, die als Katalysator früher medienwissenschaftlicher Theoriebildung fungierten. Das bedeutet jedoch, dass das Motiv zur medienwissenschaftlichen Theoriebildung in medientechnisch induzierten Krisen kultureller Definitionsmacht liegt. Medientheorie noch vor aller Medienwissenschaft verdankt sich nicht allein neuer technologischer Schübe, sondern eben auch den Krisen kultureller Definitionsmacht. Medientheorie wird also aus der Krise geboren und das hat sie einigen anderen Wissenschaften voraus. Insofern ist selbst die Urszene der Medienwissenschaft eine Krise und diese Krisenaffinität prägt durchaus den weiteren Gang der Dinge. Für die Medienwissenschaft kommt insofern zu den bislang differenzierten drei Krisentypen von Mikro-, Meso- und Makrokrisen ein weiterer vierter Typ von Krise hinzu: die Initialkrise, die die Motive für die Theoriebildung überhaupt liefert.

Sobald die theoretische Arbeit jedoch erst einmal initialisiert ist, sobald also nomadisch Wissen über Medien, insbesondere aber über das neue Medium produziert wird, treten alle diese Formen des Wissens zu einander in Konkurrenz: Das vorhandene Wissen und die entsprechenden Daten können nicht vom Nicht-Wissen bzw. irrelevanten Daten unterschieden werden, da kein gemeinsamer Reflexionshorizont gegeben ist. Da es sich zugleich aber immer auch um einen Kampf um Anerkennung also um Definitionsmacht handelt und die Akteure über entsprechende Interessen verfügen, kann nicht davon ausgegangen werden, dass dieses Feld ohne Konflikte funktionieren könnte. Die Mischung aus Interesse und nicht überprüfbarer Einzelaussage bzw. in ihrer Relevanz nicht einschätzbarer Einzelaussagen ist eine Konstellation, in der jederzeit jene Mikrokrise emergieren können, die für diese

Phase primärer Intermedialität als kennzeichnend angesehen wurden. Abgeschlossen wird diese Phase durch die Etablierung und kulturelle Adaptation des neuen Mediums.²⁶

Beim Film ist diese Phase etwa Ende der 20er Jahre des 20. Jhs. Abgeschlossen. Von diesem Zeitpunkt ab wurden erste Theorieentwürfe für das ganze Medium vorgelegt, die nicht mehr in eine politisch und kulturell überdeterminierte Konkurrenz zueinander traten. Das aber bedeutet, dass bei den Vorformen der Medienwissenschaft zumindest zwei Phasen zu unterscheiden sind: die der primären Intermedialität mit der Überdetermination durch sozial und kulturell codierte Kämpfe um Anerkennung und die Phase nach der Klärung der Frage der Definitionsmacht, in der es ausschließlich um die Konkurrenz von Theorieentwürfen geht. Diese Konkurrenz fällt aufgrund des Versiegens der kulturellen Überdetermination naturgemäß anders aus: Wir haben es nur noch mit den durch das Auftauchen neuer Theorien ausgelösten Krisen zu tun. Hier steht dann im Einzelfall zwar mehr auf dem Spiel als in der Phase primärer Intermedialität, denn es handelt sich um einigermaßen komplette Theorieentwürfe, allerdings hat man es andererseits auch ausschließlich mit theoretischen Differenzen zu tun und d.h. der Einsatz, um den es kulturell und politisch geht, ist entschieden geringer bis gar nicht vorhanden.

Während man es in der Phase primärer Intermedialität mit der Interferenz zweier Krisen, nämlich der Initialkrise und der Mikrokrise von Theorieentwürfen zu tun hat, so sind es in der zweiten Phase²⁷ vor allem die Mikrokrise von Einzelmedienontologien und, wie noch zu erklären sein wird, die Krisen importierter Paradigmenwechsel, die die vorwissenschaftliche Krisenlage bestimmen. Beide Phasen führen jedoch keineswegs zwangsläufig zu so etwas wie einer normalen Medienwissenschaft, vielmehr kennt die Medienwissenschaft in ihrer Vorgeschichte gleich eine ganze Reihe von Initialkrisen, die durch Medien wie die Schrift, den Buchdruck, die Fotografie, den Film, den Rundfunk und das Fernsehen ausgelöst wurden, ohne dass so etwas wie eine normale Medienwissenschaft überhaupt entstanden wäre. Die Phasen der Initial- und Mikrokrise beherrschten insofern für einen ausgesprochen langen historischen Zeitraum die Konstellation, bevor so etwas wie der Status einer normalen Wissenschaft erreicht worden wäre.

Der Übergang der Geistes- und Sozialwissenschaften zu einer normalen Wissenschaft ist für Kuhn keineswegs selbstverständlich. Wiewohl er sein Konzept einer Revolutionsgeschichte ja einer Geisteswissenschaft verdankt, weist es gerade im Vorstadium der Geisteswissenschaften charakteristische Erklärungslücken auf, und das obwohl ausgerechnet zum Zeitpunkt, zu dem dieses Modell entwickelt wurde, sich die Geschichtsphilosophie ohne Zweifel selbst in einem Vorstadium befand und alles andere als eine normale

26 Leschke, Rainer: Einführung in die Medientheorie, München 2003, S. 23f. und S. 33ff.

27 Vgl. ebd., S. 73ff.

Wissenschaft darstellte.²⁸ Insofern bereitet gerade die Rückprojektion dieses wissenschaftstheoretischen Paradigmas auf seinen Ursprungskontext signifikante Erklärungsdefizite, auf die von Kuhn meist mit dem impliziten Abschluss der Kulturwissenschaften aus seiner Modellierung reagiert wird. Wenn aber ein großer Teil der Wissenssysteme von einem wissenschaftshistorischen Modell nicht erfasst wird, dann stellt sich die Frage, ob nicht das Modell selbst angepasst werden sollte und d.h. in Kuhns Logik, ob nicht ein Paradigmenwechsel anstünde. Konkret heißt das, dass die Idee einer sich an einem Paradigma und seiner Geltung ausrichtenden normalen Wissenschaft für die Geisteswissenschaften und z.T. eben auch für die Sozialwissenschaften in der von Kuhn entworfenen Form illusorisch sein dürfte.

Der Normalisierungsprozess erfolgt in den Geistes- und zumindest einem Teil der Sozialwissenschaften offenbar darüber, dass über Art und Zahl der zu einem bestimmten Zeitpunkt möglichen und zulässigen Paradigmen Einigkeit erzielt wird. Es geht also nicht um ein Paradigma, sondern um ein ganzes Repertoire von Paradigmen, das abgestimmt werden muss. Ablesbar bleibt der Prozess der Normalisierung einer Wissenschaft aber auch hier vor allem daran, dass Lehrbücher entworfen werden, die den Kanon verfügbarer und akzeptierter Paradigmen registrieren und in ein Programm umsetzen, das für die Reproduktion des Wissenssystems sorgt. Und dies ist in den jeweiligen Geistes- und Kulturwissenschaften zweifellos zu einem bestimmten Zeitpunkt geschehen. Insofern gibt es gute Gründe dafür, die Medienwissenschaften trotz einer ganzen Reihe parallel geltender Paradigmen spätestens ab Ende der 90er Jahre des 20. Jhs. als eine normale Wissenschaft im Sinne Kuhns zu veranschlagen. Und als solch eine normale Wissenschaft wird sie eben über kurz oder lang auch über die entsprechenden Paradigmenwechsel, also Mesokrisen, verfügen.

Allerdings hat dann ein Paradigmenwechsel in einem Repertoire synchron geltender Paradigmen einen anderen Status, als wenn nur ein Paradigma allein Geltung hätte und dieses dann ausgetauscht würde: Die Mesokrisen der Medienwissenschaft fallen insofern im Vergleich zu analogen Prozessen in den Naturwissenschaften eher moderat aus. Damit rücken Mikro- und Mesokrisen in den Kulturwissenschaften vergleichsweise nah aneinander heran.

Hinzu kommt noch, dass, wie oben bereits angedeutet wurde, die Medienwissenschaft in ihrer Vorgeschichte quasi passim gleich eine ganze Rei-

28 „In Teilgebieten der Biologie – beispielsweise der Vererbungslehre – sind die ersten allgemein anerkannten Paradigmata noch jüngeren Datums; und es bleibt die Frage offen, welche Teilgebiete der Sozialwissenschaft überhaupt schon solche Paradigmata erworben haben. Die Geschichte zeigt, daß der Weg zu einem festumrissenen Forschungskonsensus außergewöhnlich mühsam ist.“ (Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, S. 30) – Allein diese Bemerkung zeigt ein für Kuhn typisches, an sich aber durchaus bemerkenswertes Gefälle in der Erklärungstiefe zwischen Natur- und Geisteswissenschaften.

he von Paradigmenwechseln dadurch mitgemacht hat, dass sie die Paradigmen einzelner Bezugswissenschaften – wie etwa der Literatur- und Kunstwissenschaft oder der Soziologie und Psychologie – übernommen und dann eben auch deren Paradigmenwechsel nachvollzogen hat. So sind etwa die Nutzung und Abkehr von der Frankfurter Schule, die Einführung und das Verlassen der Semiotik, die Übernahme der *Cultural Studies* oder aber der Systemtheorie allesamt erfolgt, bevor von einer normalen Wissenschaft im Sinne Kuhns ernstlich die Rede sein konnte. Es handelt sich bei diesen Prozessen um sekundäre Paradigmenwechsel, die phasenverschoben auf dem Wege der Übernahme und des Nachvollzugs realisiert werden. Solche sekundären Paradigmenwechsel wirbeln dann naturgemäß in der Medienwissenschaft längst nicht so viel Staub auf wie in dem Wissenssystem, in dem sie gebildet und aus dem sie importiert wurden. Die Krisen, die solcherart gleich mit importiert werden, sind daher deutlich verhaltener.

All das macht klar, dass sich die Medienwissenschaften nach ihren Serien von Initialkrisen ihre ganze Vorgeschichte hindurch in einem Feld permanenter Mikro- und gebogter Mesokrisen befunden haben. Die Krisenafinität der Medienwissenschaft ist insofern gleichsam historisch erarbeitet. Wenn es sich aber bei Medienwissenschaft um eine besonders krisenerfahrene und zugleich krisenanfällige Wissenschaft handelt, die darüber hinaus über eine enorme Inkubationszeit verfügt, so kann man insbesondere an ihrer Vorgeschichte einiges über diese morphologische Phase von Kulturwissenschaften erfahren. Offenbar ist die faktische Konstellation im Vorfeld entschieden kritischer und komplexer, als Kuhn es sich vorstellte.

Dies gilt nicht zuletzt für die Makrokrisen, die Kuhn vollständig aus seinem Repertoire ausblendete. Die Makrokrisen, die aufgrund der Interferenz von Krisen in unterschiedlichen sozialen Systemen emergieren und die Husserl mit enormen, ja geradezu apokalyptischen Befürchtungen verband, markieren einen Typ von Krise, der historisch nicht nur vergleichsweise selten auftritt, sondern der vor allem noch längst nicht von jeder Wissenschaft erfahren wird. Insofern könnte dieser Typ von Krise für eine Morphologie der Wissenschaft vernachlässigt werden, wenn er nicht gerade für die großen Bewegungen wenn nicht des gesamten Wissenschaftssystems so doch wenigstens großer Teile davon verantwortlich wäre, an denen sich ja gerade auch Kuhn orientiert. Das was Kuhn als Paradigmenwechsel und damit als Mesokrisen formuliert – also die Mathematisierung der Physik und die Krise der Physik in den 1920er Jahren – sind ja gerade solche Makrokrisen, die nicht Sache der Physik geblieben sind, sondern ganze Wissenschaftsgruppen paradigmatisch bestrafen und darüber hinaus andere Sozialsysteme affizierten.

Insofern wird gerade an den Krisen des Wissenschaftssystems deutlich, dass wissenschaftstheoretische Modellierungen zwangsläufig kaum wissenschaftsimmanent bleiben können, wie das bei Kuhn der Fall ist. Sein Versuch, Wissenschaft über sozio-strukturelle Mechanismen der scientific community zu erklären, folgt zweifellos einem zutreffenden Impuls, allerdings

geht er angesichts des Phänomens von Makrokrisen keineswegs weit genug. Nicht nur, dass Wissenschaft finanziert werden muss und daher von Ressourcen abhängig ist, die andere soziale Systeme bereitstellen müssen, sondern vor allem auch, dass Wissenschaft mit ihren Paradigmen in weitaus größerem Umfang in andere Sozialsysteme eingreift, sorgt dafür, dass eine Morphologie von Wissenschaft notwendig über das Sozialsystem Wissenschaft hinausgehen muss.

Makrokrisen, also Krisen, die ganze Gruppen von Wissenschaften und andere Sozialsysteme synchron erfassen, sind so nur bedingt wissenschaftsimmanent zu erklären. Dieses Phänomen war bereits an den Initialkrisen der Medienwissenschaft zu beobachten, wo nämlich Theoriebildung durch Technologieschübe stimuliert wird und nicht durch irgendwelche wissenschaftsimmanenten Dynamiken. Im Gegensatz zur Physik, die über einen weitgehend statischen, allenfalls durch die Wissenschaft, ihre Paradigmen und Beobachtungsinstrumente selbst mit konstituierten Objektbereich verfügt, haben wir es bei der Medienwissenschaft mit einem Gegenstandsbe- reich zu tun, der permanenten Dynamiken ausgesetzt ist, über die das Wis- senschaftssystem selbst nur bedingt verfügt: Medientechnologische Schübe, soziale Akzeptanz, kulturelle Praktiken und Kulturproduktion, all das ist nicht einer Medienwissenschaft per se gegeben und zugleich befindet es sich in ständiger Bewegung, die nichts mit seiner wissenschaftlichen Reflexion zu tun hat. Denn die Initialkrisen verdanken sich weder den immanenten Dynamiken des Mediensystems noch denen der Medientechnologien, son- dern sie greifen zurück auf die kompletten technologische Repertoires, über die Sozialsysteme jeweils historisch verfügen. Buchdruck, Camera Obscura, optische Telegraphie, Fotografie und Funk haben weder allein in einem Me- dienuniversum gewirkt, noch verdanken sie sich allein medialen Kontexten und Fragestellungen, sondern nicht selten der Übertragung der historisch je- weils verfügbaren technologischen Paradigmen auf mediale Fragestellun- gen. So kommt dann auch jene von Kittler so bereitwillig gefeierte Konta- mination von Kriegstechnologien und Medientechnologien zustande. Aller- dings bleibt diese nur eine Kontamination unter anderen wie etwa denen op- tischer oder aber chemischer Technologien, von Uhrwerkstechniken und Antrieben von Elektrotechnik und Informatik, Medientechnik hat sich im- mer bei den historischen Leittechnologien bedient. Wenn jedoch Applikatio- nen von kulturhistorisch verfügbaren Technologien in medialen Kontexten zu Entwicklungsschüben im Mediensystem führen, die wiederum medien- theoretische Dynamiken auslösen können, dann treten die engen Grenzen einer wissenschaftsimmanenten Erklärbarkeit solcher Phänomene offen zu- tage.

Hinzu kommt noch, dass diese medientechnologischen Entwicklungsschübe allenfalls einen Faktor medientheoretischer Dynamiken darstellen und die sozialen und kulturellen Faktoren hier noch gar nicht bedacht wor- den sind. So verdankt sich der Übergang von formästhetischen zu inhaltsäs-

thetischen und repertoireabhängigen Einzelmedienontologien²⁹ einer nicht mehr allein technisch, sondern vor allem kulturell determinierten Entwicklungsphase, so dass Fragen kultureller Entwicklung die betreffenden Medientheorien³⁰ weitaus eher stimulieren als die medientechnologische Basis.

Dies gilt noch in weitaus größerem Maße für jene Medientheorien, deren Objektbereich über ein einzelnes Medium hinausgeht, die sich also als generelle Medientheorien bzw. generelle Medienontologien mit dem Mediensystem insgesamt auseinandersetzen. Das Mediensystem insgesamt verdankt sich erst seit Ende der 90er Jahre einer einzigen technologischen Basis, bis dahin und d.h. de facto während der ganzen Vorgeschichte der Medienwissenschaft hatte man es mit einem multitechnologischen Mediensystem, das sich aus geschlossenen Einzelmediendispositiven zusammensetzte, zu tun. Medientheorie eines solchen multitechnologischen Mediensystems kann aufgrund der schlichten Vielfalt der vorhandenen Techniken nicht technologiegetrieben sein. Vielmehr hat man es in der Regel mit sozial oder kulturell getriebenen Medientheorien³¹ zu tun, was bedeutet, dass die Motivation zur Theoriebildung sich eher den entsprechenden Sozialsystemen als einer Idee von Medienwissenschaft verdanken. Diese technologische Motivation von Medientheorie setzt erst in dem Moment wieder ein, in dem das Mediensystem auf einer unifizierten und d.h. digitalisierten Technologie basiert. Aber selbst hier ist die Zeit der technologiegetriebenen Medientheorien vergleichsweise kurz, denn spätestens seit den sozialen Netzen des Web 2.0 dominieren wieder die sozialen Motive für eine medienwissenschaftliche Theorieproduktion und bei Mash up Medien sind es vornehmlich ästhetisch motivierte Fragestellungen, die den theoretischen Ton angeben. Medientheorien verfügen daher in jedem Fall über komplexe Motivationszusammenhänge, die wissenschaftsimmanent allein nicht zu erklären sind.

Das aber bedeutet für die Makrokrisen, dass für diese, da sie ja das Resultat einer Interferenz von Krisen unterschiedlicher sozialer Systeme und nicht des Wissenschaftssystems allein sind, die Grenzen wissenschaftsimmanenter Erklärungsfähigkeit noch wesentlich vehementer greifen als in allen anderen Krisen des Wissenschaftssystems. Nun war bereits angedeutet worden, dass nicht unbedingt eine jede Wissenschaft sich in der Bredouille einer Makrokrise wiederfinden muss. Die enorme Krisenaffinität der Medienwissenschaft schließt ihre Verstrickung in solche Makrokrisen aller-

29 Das betrifft etwa in der Filmtheorie den Übergang von Balázs und Arnheim an der Formästhetik des Mediums Film orientierten Filmtheorien zu den am Repertoire und dessen Strukturen sich festmachenden Filmtheorien Bazins und Kracauers (vgl. Leschke: Einführung in die Medientheorie, S. 104ff.).

30 So ist Kracauers ideologische Obdachlosigkeit, vgl. Kracauer, Siegfried [1960]: Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit, Frankfurt a.M. ²1993, S. 375, zweifellos nicht medientechnologisch zu erklären.

31 Paradigmatisch dürften dafür die Frankfurter Schule und die *Cultural Studies* stehen.

dings nicht prinzipiell aus. Denn da Medientheorie bereits in ihren Initialkrisen über eine vergleichsweise hohe Anschlussfähigkeit zu anderen sozialen Systemen verfügt, ist das integrative Potenzial enorm und es wird deutlich, warum die Medien sich als symbolisches Erklärungsmodell und probates Attribuierungsobjekt für andere soziale Systeme geradezu anbieten. Insofern bieten sich die Medienwissenschaften als Transmissionsriemen von Makrokrisen geradezu an. So ist die Theorieproduktion selbst allenfalls ein Nebeneffekt: Denn den anderen Sozialsystemen reicht zunächst einmal eine bloße Attribution. Wenn nur die Medien für soziale, ökonomische und kulturelle Krisen verantwortlich gemacht werden können, dann ist damit bereits einiges, wenn nicht gar das Wesentliche erreicht; auf eine Lösung der Krise wird nicht in jedem Fall ein Anspruch erhoben. Dass die Medien als universal Projizierende sich selbst vorzüglich zur Projektion eignen, ist dabei eine der Qualitäten, die sie ins Zentrum einer Makrokrise wie die um 2000 rückt. Dass dann gelegentlich auch der Versuch unternommen werden soll, die fraglichen Prozesse wenigstens den Grundzügen nach zu erklären, hat dem Entstehen einer Medienwissenschaft zumindest nicht geschadet.

Die durch die neue Medientechnologie des Computers heraufbeschworene Initialkrise und ihre soziokulturellen Effekte, die akkumulierten Mikrokrise der unterschiedlichen Erklärungsversuche von Medienphänomenen, die Mesokrise jener Kulturwissenschaften, die der Medientheorie die Paradigmen geliefert haben, und die generelle Makrokrisis von Kultur-, Wirtschafts-, Sozialsystem überlagern sich also in jener Krise, in der aus Medienwissen eine Medienwissenschaft werden sollte. Medienwissenschaft verdankt sich solchermaßen einem Kumulationseffekt. Dass manche Interessierte diese dann gleich wieder zu einer umfassenderen Kulturwissenschaft weiten wollten, deutet nur darauf hin, dass diese Gründung offenbar Erfolg versprach, so dass Kopisten und Epigonen gleich zur Stelle waren.

2. Die mediale Verarbeitung von Krisen

Wenn schon Medienwissenschaft geradezu im Zentrum von Krisen unterschiedlichsten Niveaus geboren werden, so dass nun wirklich nicht allzu viel Phantasie dazu gehört, sie als Krisenphänomen zu rekonstruieren, dann verfügen sie noch über eine weitere Eigenschaft, die ihnen zusätzliche Krisenaffinität verleiht: Sie können nämlich Krisen nicht nur thematisch, sondern sie können sie als Gegenstand von Medienwissenschaft zugleich reflexiv werden lassen und über diese Möglichkeit verfügen noch längst nicht alle sozialen und erst recht nicht alle Einzelwissenschaften. Denn Medien können innerhalb ihrer formästhetischen Konditionen nahezu alles verarbeiten und d.h. eben auch Krisen. Es gibt daher nicht nur die Krise der Medien, Medien in den Krisen und krisenhafte Medientheorien, sondern es gibt eben auch jede Menge Krisen in den Medien. Hier haben die Medien ein charakteristisches kulturell prägendes Regime von Krisen entwickelt, das über un-

terschiedliche Formen und Formate hinweg die mediale Darstellung von Krisen prägt.

Die Krise ist zunächst einmal eine dramaturgische Kategorie und d.h., Krisen werden erzählt. Nicht umsonst ist die Kuhnsche Wissenschaftsgeschichte auch vor allem eine Geschichte und d.h. ein narratives Format. Sie handelt von dem Aufstieg und Fall von Wissenschaften und verfügt über alles, was Geschichten brauchen: Heroen und Idioten, Täuschung und Irrtum, allenfalls mit der Liebe hapert es ein wenig, aber dafür steht immerhin einiges auf dem Spiel. Das dramaturgische Konzept von Krise operiert mit einem Konflikt, der anhand allseits bekannter Regeln einer Lösung zugeführt wird. Nun markieren Krisen gemeinhin durchaus offene Entscheidungssituationen: Scheitern und Genesung, Verlust und Gewinn, beides ist stets möglich, allerdings diskriminiert die Krise digital und d.h., es wird eine Entscheidung getroffen und nicht etwa ein Kompromiss gefunden. Dramaturgien operieren ähnlich digital, wie es die Krisenlogik vorsieht. Auch sie kennen nur zwei Zustände: Komödie oder Tragödie. Mit diesen beiden Modi ist die Narration im Prinzip in der Lage, jede Krise zu verarbeiten und d.h. in eine Narration zu übersetzen. Nun sind Krisen in Sozialsystemen ja über weite Strecken Struktureffekte, wenigstens aber sollten sie im Wissenschaftssystem als solche gehandhabt werden. Die narrative Verarbeitung von Krisen operiert jedoch mit einer Eigenlogik, die sich solchen Struktureffekten gegenüber relativ widerspenstig zeigt: Sie kann nur mit bewerteten Subjekten arbeiten und muss daher Krisen zwangsläufig auch Subjekten zuschreiben. Damit werden Krisen zwar zugleich zu Geschichtserzählungen und passen daher auch wieder in eine hermeneutische Rekonstruktion von Wissenschaftsgeschichte, nur müssen dafür Struktureffekte von Systemen entsprechend umcodiert werden.

Im Subjekt- oder Narrationsmodus ist Wissenschaftsgeschichte dann zwar allen anderen Typen von Erzählungen prinzipiell kompatibel und d.h. selbst die Krisen des Wissenschaftssystems finden sich enkulturalisiert und sind damit jeder anderen narrativierten Krise kompatibel. Insofern ist für Anschlussfähigkeit und die Verstehbarkeit von Krisen gesorgt, nur ändert das alles nichts an der charakteristischen Verschiebung, die durch die Narrativierung von Strukturkrisen zwangsläufig eingeleitet wird: Die Morphologie eines Systems wird übersetzt in die Handlungen von Subjekten. Was das bedeutet, sieht man an all jenen Heroenerzählungen, die es gerade auch in der Medienwissenschaft gibt. Potente Handlungssubjekte setzen Strukturen: egal ob es findige Ingenieure, verbissene Bastler, weitsichtige Philosophen und emsige Kulturwissenschaftler, ihrer Zeit vorausseilende Charismatiker oder einfach nur unglückliche Genies sind.

Solche Subjekte müssen dann allenthalben gefunden werden, wenn die Geschichte der Medienwissenschaft mit all ihren Initial-, Mikro-, Meso- und Makrokrisen erzählt werden soll. Wie oft Protagonisten vom Schlage Alan Turings für eine solche Übersetzung von Struktureffekten in Erzählungen erhalten mussten, ist kaum mehr nachzuhalten. Auf jeden Fall ist das Re-

sultat einer solchen mit Subjekten versehenen Übersetzungsleistung nicht einfach, dass die Geschichte jetzt anders erzählt werden muss, das wäre nicht allzu tragisch, sondern dass sich die Logik des Vorgangs ändert. Aus der strukturellen Unsicherheit eines vorwissenschaftlichen Milieus wird dann ein Kleinkrieg von Individuen, es muss in gute und schlechte Akteure, Gewinner und Verlierer aufgeteilt werden, wiewohl das alles mit den Prozessen, um die es geht, leidlich wenig zu tun hat. Die beteiligten Subjekte können ausgestattet sein, wie sie wollen, sie sind schlicht gezwungen in Strukturen zu agieren und solange sie in diesen agieren, ist ihr subjektiver Einfluss vernachlässigbar. Das wenigstens ist die Quintessenz einer Wissenschaftstheorie wie der Kuhns: Wissenschaft bewegt sich in Strukturen und damit eben auch in krisenhaften Strukturen, die von Einzelsubjekten unabhängig sind. Diese Systemlogik der Krise jedoch wird in ihrer Erzählung zwangsläufig verstellt und d.h., auf der Grundlage erzählter Wissenschaftsgeschichte ist nichts über die strukturellen Prozesse der Emergenz von Medienwissenschaft und ihren Krisen zu erfahren. Die Erklärung dieses Prozesses einschließlich seiner charakteristischen Krisen findet außerhalb der Erzählung statt und sie kann auch nicht erzählt werden.

Diese Dramaturgie der Krisendarstellung prägt jedoch mit ihren charakteristischen Verschiebungen zugleich die kulturellen Krisenmodelle und die sozialen Verarbeitungsroutinen. D.h., auf ihrer Basis wird gehandelt, politisch, ökonomisch und institutionell. Medien machen insoweit mit ihren charakteristischen Verarbeitungsfehlern zumindest unser kulturelles Bild von Krisen aus. Die Übersetzungsleistung der Medien schließt Wissenschaft und ihre Krisen an soziale und kulturelle Narrative an. Allerdings ist das, was angeschlossen wird, ein sozio-kulturelles Imago wissenschaftlicher Krisen und Dynamiken, das System selbst funktioniert vollkommen unabhängig davon. Von daher muss mit systematischen Verwerfungen, also Krisen, zwischen dem von Medien produzierten Bild und den Strukturbewegungen des Wissenschaftssystems gerechnet werden. Aufgrund der ziemlich verhaltenen Dynamik des Wissenschaftssystems fällt dieser Mangel an Übereinstimmung zwischen den Strukturbewegungen des Wissenschaftssystems und seinen heroischen Erzählungen kaum auf und da Medien auch nicht verpflichtet sind, Systeme oder sonst irgendetwas zu erklären, lässt sich aus dieser Differenz auch kein Vorwurf machen.

3. Die Indifferenz medial verarbeiteter Krisen

Medien tun eben, was sie tun und es gilt ihre Übersetzungs- und Akkomodationsleistung genau zu kalkulieren, um sie beurteilen zu können. Medien machen in diesem Sinne Krisen oder das, was sie dafür halten, auf eine charakteristische Weise sichtbar, sie codieren dabei die Strukturkrise in eine dramaturgische Krise um. Allein durch diesen Umcodierungsprozess wird dafür Sorge getragen, dass das Thematisch- und Reflexiv-Werden auch der

Krise des eigenen Systems nicht in einer Tautologie implodiert: Der Output der Medien ist eben strukturell different gegenüber dem zugrunde liegenden Prozess. Insofern ist es vollkommen gleichgültig, ob die Medien von Finanzkrisen, dem Weltuntergang, dem Konflikt zweier Protagonisten in einer Soap Opera oder aber der Krise eines Paradigmas im Wissenschaftssystem erzählen, alle diese Erzählungen funktionieren auf dieselbe Weise. Krisenerzählungen erklären insofern nichts, aber sie beruhigen ungemein. Die narrative Umcodierung fungiert dabei als eine Art kollektives Antidepressivum: Die Wahrnehmung der Krise wird angepasst und erträglich gemacht, die Krise selbst jedoch bleibt, wie sie ist.

Insofern können die Medien auch prinzipiell alle Krisenphänomene des Wissenschaftssystems verarbeiten, sie tun es eben nur auf die besagte Weise. Sie haben daher auch keine Schwierigkeiten die Makrokrise zu verarbeiten, an der sie selbst und ihre Wissenschaft beteiligt sind. Allerdings sind für die Medien alle Krisen gleich, allenfalls kann ein wenig die Intensität und die Fallhöhe der Erzählung angepasst werden, aber Narrationen können prinzipiell nicht zwischen den unterschiedlichen Typen von Krisen unterscheiden. Für Medien, und das ist ein Effekt ihres Verarbeitungsmechanismus, sind alle Krisen gleich. Die Makrokrise wird daher wirklich als etwas anderes, nämlich als etwas Narrativiertes beobachtet. Die Makrokrise bleibt in diesem Sinne trotz Eigenbeteiligung des Mediensystems eine externe Krise und kann von daher auch problemlos beobachtet³² und d.h. erzählt werden, nur nützt es bedauerlicherweise nichts für eine Erklärung derartiger Krisen.

32 Kennzeichnend ist die Ratlosigkeit mit der auf den Zusammenhang von Kommunikationstechnologien und die Geschwindigkeit von Marktbewegungen auf den Finanzmärkten reagiert wird: Derartige Rückkopplungsschleifen sind medial nur schlecht formulierbar, da sie nichts anderes als mathematische Modelle darstellen.